Timo Heimerdinger

Naturalisierung als Kampfbegriff. Zur diskursiven Konkretisierung des Mutterschaftsdilemmas

Dieser Beitrag beschäftigt sich mit einigen Aspekten des vornehmlich wissenschaftlichen Sprechens über Elternschaft und entwickelt dabei die These, dass dieses Sprechen oft nicht werturteilsfrei geschieht. Die hier als dilemmatisch begriffene mütterliche Lebenssituation zwischen Fürsorge- und Selbstverwirklichungsanspruch wird tendenziell dadurch verschärft, dass drei zentrale, in Variation und auch Konkurrenz zueinander auftauchende Argumente angeführt werden: Wissenschaftlichkeit, Natürlichkeit, Naturalisierung. Dies werde ich an dem elternschaftskulturell zentralen Praxisfeld der Ernährung erläutern, in dem insbesondere die Mutter angesichts der Stillfrage sowohl praktisch wie diskursiv unter Erklärungs-, Handlungs- und Entscheidungsdruck gerät. Ich argumentiere, dass aktuelle sozialwissenschaftliche Diskurspraktiken vor allem mit einer spezifischen Verwendung des Begriffes *Naturalisierung* an der diskursiven Verschärfung der mütterlichen Zwangslage beteiligt sind. Abschließend formuliere ich einige grundsätzliche Anforderungen an die wissenschaftliche Beschäftigung mit Elternschaft.

1 Das mütterliche Dilemma konkurrierender Meta-Imperative

Neben den vielen kleineren und größeren Herausforderungen des Alltags steht Elternschaft gegenwärtig und innerhalb europäischer Mittelschichtmilieus unter den Bedingungen zweier konfligierender Generalimperative, nämlich dem der Fürsorge für das Kind und dem der Selbstverwirklichung der Eltern, insbesondere der Mütter, sei sie nun beruflicher, identitärer oder persönlicher Natur.[1] Barbara Vinken hat in ihrer bekannten Studie über „Die deutsche Mutter“ (Vinken 2001) diese Thematik herausgearbeitet und kommt zum Befund einer erlebten Unvereinbarkeit (vgl. ebd.: 306) zwischen dem weithin wahrge-

1 Vgl. hierzu ausführlich und sowohl gouvernementalitätstheoretisch als auch hinsichtlich der Geschlechterrollen differenzierend Seehaus 2014, hier v.a. 239.

nommenen Auftrag, „sei eine gute Mutter“, und der subjektivierten Maxime, „sei eine moderne, selbstständige Frau“. Diese beiden Imperative sind sowohl kulturell aktiv als auch potenziell mit Zielkonflikten verknüpft.

Die Vereinbarkeitsfrage zwischen diesen beiden Aufgaben- bzw. Tätigkeitsfeldern ist Gegenstand langjähriger politischer, pädagogischer, wissenschaftlicher und alltagsweltlicher Debatten. Forschungen zur „hegemonialen Mütterlichkeit“ (Ehnis 2008) zeigen den geradezu zwingenden Zusammenhang zwischen der (1) initialen Präferierung mütterlicher Versorgung des Kindes im Sinne dessen optimalen Gedeihens, der dann aus der (2) vielfach beschriebenen „Re-Traditionalisierung der Arbeitsteilung“ (ebd.: 56, auch Seehaus 2014: 60ff.) folgenden (3) Perpetuierung und Festigung der Geschlechterdifferenz und der hieraus schließlich resultierenden (4) Fortschreibung der Differenz hinsichtlich des Karriereerfolgs. Auf der Ebene des Alltagsbewusstseins besteht weiterhin und weithin der Eindruck der unmöglichen oder nur schwierig zu realisierenden Vereinbarkeit von „guter Mutterschaft“ und „guter persönlicher/beruflicher Selbstentfaltung“ und damit die subjektive Wahrnehmung eines Zwanges zur Entweder-oder-Entscheidung oder gar eines unlösbaren Dilemmas (Seehaus 2014: 237–242).

2 Wissenschaftlichkeit, Natürlichkeit,Naturalisierung: Begriffe als moralisierende Argumente

Diese Orientierungen elterlichen Handelns, sowohl auf das Kindeswohl hin als auch auf die Realisierung eines von Selbstbestimmung, Selbstverwirklichung und Persönlichkeitsentwicklung unter dem Ideal eines egalitären Geschlechterverhältnisses getragenen Lebensentwurfs bezogen, werden jedoch im Alltag kaum explizit verhandelt. In der Regel erfolgt ihre Aushandlung implizit und manifestiert sich an und in vielen kleinen Segmenten der diskursiven wie praktischen Bearbeitung von Alltagsfragen und konkreten Handlungsentscheidungen wie z.B. der Ernährungsfrage, wie ich noch ausführen werde.

Gerade diese thematischen Einzelfragen sind Gegenstand unterschiedlicher elternschaftskultureller Kommunikationssituationen, etwa der zwischen den PartnerInnen, zwischen Elternteilen und *health professionals*, Verwandten, FreundInnen, Bekannten, anderen Eltern etc. Hier müssen sich die Meta-Imperative erweisen, behaupten oder entkräften lassen. Dabei stehen drei argumentative Figuren prominent, die auf den weiteren Verlauf der elterlichen Entscheidungen Einfluss nehmen und als Plausibilisierungsstrategien sozusagen die Population des diskursiven Haifischbeckens bilden. Es handelt sich dabei

um die drei Begriffe „Wissenschaftlichkeit“, „Natürlichkeit“[2] und „Naturalisierung“. Diese Termini sind mit je unterschiedlichen historischen, moralischen und institutionellen Kontexten verbunden und diskursiv auch unterschiedlich gelagert. Im Zusammenspiel jedoch – so meine These – verstärken sie die beschriebene dilemmatische Situation. Dies geschieht bezeichnenderweise, gerade weil alle diese Argumente in den Dienst der Maximen der Humanität, der Beförderung des kindlichen und mütterlichen/elterlichen Wohlergehens und der Rationalität gestellt werden. Bedeutsam ist hier der Anspruch, nicht nur thematischen Aspekten, sondern auch moralisch positiv besetzten Werten wie Gesundheit, Wohlergehen, Menschlichkeit oder persönliche Entwicklung Geltung zu verschaffen. „Wissenschaftlichkeit“ fungiert dabei als Referenz auf Rationalität und das allgemein anerkannte Ideal naturwissenschaftlich generierten Erkenntnisgewinns. Medizin und Psychologie sind in der westlichen Moderne deshalb auch hinsichtlich elternschaftskultureller Fragen des Wohlergehens zu Leitwissenschaften avanciert.[3] Als „wissenschaftlich erwiesen“ geführte Erkenntnisse oder Zusammenhänge zu ignorieren, gilt demnach als irrational oder fahrlässig, wird gesellschaftlich negativ sanktioniert oder ist zumindest stark erklärungsbedürftig.

Teilweise komplementär, teilweise ergänzend zum Argument der wissenschaftlichen Erwiesenheit wird die Zuschreibung von „Natürlichkeit“ ins Feld geführt. Erstens als Gegenargument zu einer als kalt und technisch wahrgenommenen medikalisierten Gesundheitspraxis, zweitens mit einer emanzipatorischen Komponente der Handlungsermächtigung „von unten“ gegen etablierte Funktions- und Machteliten assoziiert (historisch klassisch: ÄrztInnen vs. Hebammen; Klinikgeburt vs. „natürlicher“/„selbstbestimmter“ Geburt) und drittens innerhalb der betreffenden Szenen und Kontexte als eine Art Chiffre für Humanität insgesamt. Neben der Konnotation der Technik-, Wissenschafts- und Modernisierungskritik[4] trägt das Natürlichkeitsargument eine Bedeutungsfacette in sich, die sich, positiv gewendet, als affirmative Verneigung vor der umfassenden Funktionalität evolutionär etablierter Passungen und Mechanismen jenseits menschlicher Rationalität fassen lässt: Das, „was die Natur so eingerichtet“ hat, müsse demnach gut und richtig sein.

In konsequenter logischer Folge dieser holistischen Form des Natürlichkeitsargumentes steht, wenn auch von einer ganz anderen Sprechposition aus und auf einer anderen diskursiven Ebene angesiedelt, das Argument der „Naturalisierung“. Es handelt sich dabei um eine Art Kampfbegriff, nämlich die

2 Auch „Naturreferenz“ (Seehaus 2014: 61).

3 Für Beispiele der Anwendung des Wissenschaftlichkeitsargumentes auf elternschaftskulturelle Fragen vgl. Heimerdinger 2009: 106; Heimerdinger 2010: 13–18; Heimerdinger 2011: 318–324.

4 Eines der plastischsten Beispiele für die Unversöhnlichkeit derartiger Auseinandersetzungen ist die Impfdebatte in all ihren Varianten.

sich kritisch positionierende Abwertung der Natürlichkeitsbehauptung als unsachgemäß weil de-kulturalisierend und ent-diskursivierend, kurz: essenzialisierend. Insbesondere in kultur- und sozialwissenschaftlicher Literatur findet sich diese Position, mit ihr ist die These verbunden, dass in untersuchten diskursiven Formationen bestimmte Praktiken, Zustände oder Verhaltensweisen als „natürlich" im Sinne von „gegeben", „alternativlos" oder „in der menschlichen Biologie begründet" dargestellt werden, obwohl sie – so die jeweiligen AutorInnen – viel eher als kulturelle Artefakte, d.h. als historisch und gesellschaftlich bedingte Ergebnisse von Aushandlungsprozessen begriffen werden müssten (vgl. etwa Rüling 2007, 2008). Der normativen Wucht des Natürlichkeitsarguments wird (ähnlich wuchtig-normativ!) im Begriff „Naturalisierung" das konstruktivistische Credo der sozialen, gesellschaftlichen und insgesamt kulturellen Bedingtheit der Welt entgegengehalten und somit – gerade in Bezug auf Fragen der Geschlechterverhältnisse – jede Idee von Alternativlosigkeit oder biologischer Determinierung zurückgewiesen.

Interessant ist nun, in welcher Form diese Argumente diskursiv miteinander verschränkt werden. Insbesondere ist auch wichtig, wie diese Argumente Mütter (und Väter) erreichen, bzw. wie sie von diesen rezipiert werden. Diese Frage der Rezeption kann im vorliegenden Zusammenhang nur ansatzweise behandelt werden, es geht primär um eine argumentative Struktur im vornehmlich wissenschaftlichen Diskurs. Unter den Bedingungen der reflexiven Modernisierung (Giddens – wissenschaftliches Wissen als Teil des Alltagswissens) ist jedoch davon auszugehen, dass dieser Diskurs mutatis mutandis auch die RezipientInnen erreicht und in ihrem Denken beeinflusst, wenn auch zeitverzögert und milieuspezifisch unterschiedlich stark. Am deutlichsten ausgeprägt ist dieser Effekt in bildungsaffinen Mittelschichtsmilieus, darauf deuten auch jüngere Studien (z.B. Seehaus 2014) hin. Hier wird die lebensweltliche Situation im eigentlichen Sinn zum Dilemma, denn gerade bildungsbürgerlich situierte Mütter sind natur- wie kulturwissenschaftlich einigermaßen informiert, reflexiv hinsichtlich ihrer genderspezifischen Rollen orientiert, und sie stehen zugleich – wie alle Eltern – unter alltagsweltlichem Handlungs- und Entscheidungsdruck.

3 Elternschaftskultur als Diskurs-Praxis-Relation; das Beispiel Ernährung

Am konkreten Beispiel des Diskurses zum Thema Säuglingsernährung kann dies gut aufgezeigt werden, ihre wechselvolle Geschichte ist in ihrer Ambivalenz und Vielschichtigkeit beschrieben (u.a. Heimerdinger 2009; Seichter

2014).[5] Auch die ab ca. 1980 zunehmend etablierte Praxis einer intensiven Beratung der Mütter hin zum Bruststillen – je nach Perspektive als „Stillförderung“, „Still-Normativ“ oder „Stillpropaganda“ klassifiziert – ist mit ihren ideologischen, geschlechtertheoretischen Voraussetzungen, Implikationen, Wirkungen und Nebeneffekten gut untersucht (u.a. Busch 2016; Freudenschuß 2012; Rückert-John/Kröger 2015; Ott/Seehaus 2010, 2012).

Die oben angeführten argumentativen Figuren finden sich in diesem Kontext in vielfältiger Variation. Die naturwissenschaftlich fundierte Bekämpfung der hohen Säuglingssterblichkeit Ende des 19. Jahrhunderts war maßgeblich für die Entwicklung neuer Säuglingsernährungsprodukte. Auf je aktueller wissenschaftlicher Basis wurde dabei sowohl für die Nützlichkeit und Unersetzlichkeit der Frauenmilch als Nahrung argumentiert als auch dann verstärkt ab 1950 für die Güte der neu entwickelten immer weiter verbesserten „adaptierten Säuglingsmilch“. Das Argument der wissenschaftlichen Erwiesenheit der erteilten Ratschläge sollte die Mütter überzeugen. Dem wurde verstärkt ab Anfang der 1970er Jahre das Argument der Natürlichkeit entgegengesetzt, das die zunehmend skeptisch betrachtete Technisierung der Säuglingspflege kritisch kommentierte und eine holistisch konzipierte Wendung zu „natürlichen“ im Sinne von „dem Menschen eigenen und angemessenen“ Praktiken wie dem Bruststillen entgegensetzte. Dieses „Natürlichkeitsparadigma“ (Rose/Steinbeck 2015: 107) wurde dann in der Folge wiederum von einem weiterentwickelten Wissenschaftlichkeitsargument flankiert, das sowohl auf der Basis immunologischer, ernährungsphysiologischer und psychologischer (Bindungsforschung) Erkenntnisse diejenigen Auffassungen wissenschaftlich bestätigte, die zuvor mit Verweis auf „Natürlichkeit“ eingefordert worden waren. Beispielhaft ist hierfür etwa ein aktueller Überblicksartikel (Hennet/Borsig 2016), der diesen argumentativen Schulterschluss eindrücklich vorführt, und zwar im Schlussabschnitt einräumt, dass von der Stillfrage nicht nur biologische, sondern auch soziokulturelle Aspekte tangiert sind, gleichwohl jedoch mit einem sehr eindeutigen Satz eröffnet: „The importance of breast milk for the growing infant is undisputed; breast-feeding decreases infantile mortality by tenfold and decreases the incidence of infectious diseases“ (Hennet/Borsig 2016: 508). Auf dieser Basis hat sich zwischenzeitlich jenes robuste Anleitungsdispositiv entwickelt, das als „Still-Normativ“ (Rose/Steinbeck 2015: 115) bzw. „Stillpropaganda“ (Heimerdinger 2009: 102) mittlerweile selbst zum Gegenstand wissenschaftlicher – nun aber kultur- und geisteswissen-

5 Auch andere Themen böten sich zur Veranschaulichung des „Mutterschaftsdilemmas“ an (z.B. Schlaf, Kinderbetreuung, Impfen, Frühförderung etc.), die diskursive Lage ist dort zwar je spezifisch etwas unterschiedlich, aber insgesamt ähnlich. Die Ausführungen zum Thema Ernährung sind daher als exemplarisch, aber *grosso modo* paradigmatisch zu verstehen.

schaftlicher! – Forschungen geworden ist.[6] Diese Forschungen erkennen darin nicht nur den Verweis auf Natürlichkeit (Busch 2016: 133), sondern vielmehr einen Naturalisierungsprozess der heteronormativen und asymmetrischen Geschlechterordnung, mithin eine biologisierende Ontologisierung (Kröger/Rückert-John 2013: 205), die es zu kritisieren gelte (Rückert-John/Kröger 2015; Rose/Steinbeck 2015). So arbeiten Ott und Seehaus diskursanalytisch heraus (Ott/Seehaus 2012), dass in rezenten elternschaftskulturellen Diskursen eine überaus wirkmächtige, geradezu unausweichliche Dynamik besteht: Über allem stehe demnach die Norm, das Kindeswohl zentral zu stellen: Kindeswohl vor Eltern-/Mutterwohl. Wer also eine gute Mutter sein wolle, dem bleibe gar nichts anderes übrig, als das „Wohl des Kindes" zur Maxime des eigenen Handelns zu machen.[7] Aus all dem folgt, dass „gute Eltern" für ein Stillen des Kindes sorgen müssen, und daraus wiederum folgt geradezu zwingend (Rose/Steinbeck 2015) eine nicht-egalitäre Arbeitsteilung, die von den Autorinnen als „traditionalisiert", also asymmetrisch und die Mütter in ihren Lebensformen limitierend, kritisiert wird. Der Stillfrage komme bei dieser Dynamik der Verfestigung und Re-Etablierung der Geschlechterdifferenz daher eine Schlüsselrolle zu, das Stillen erweist sich als „neuralgischer Punkt der Gefährdung der Gleichheitsideale und -praxis" (Rose/Steinbeck 2015: 103) und das „Still-Normativ [birgt] ‚aus der Sache heraus' retraditionalisierende Geschlechtereffekte" (Rose/Steinbeck 2015: 120; vgl. auch Rüling 2008; Ott/Seehaus 2012).

4 Werturteil und Wertneutralität in der Wissenschaft: *Naturalisierung*

Bemerkenswert an dieser durchaus plausiblen ideologiekritischen Analyse ist jedoch, dass auch sie selbst normativ-wertend argumentiert. Hiermit ist ein bekanntes Problem berührt, das an die klassischen Debatten „Werturteilsstreit" (Anfang des 20. Jahrhunderts) bzw. „Positivismusstreit" (1960er Jahre) den-

6 Neben der Frage, ob ein Kind überhaupt zu stillen sei und ob hier eventuell. auch kompromissartige Praxisformen zur Abmilderung der Geschlechterdifferenz gefunden werden können (Teilstillen, Fütterung abgepumpter Muttermilch durch den Vater etc. vgl. Rückert-John/Kröger 2015), findet die gesamte Thematik eine besondere Zuspitzung in der Frage nach Ausmaß und Dauer des Bruststillens („Langzeitstillen"), wo das Natürlichkeitsargument, in Form des Instinktbegriffs transformiert, ebenfalls auftaucht und wozu Charlotte Faircloth geforscht hat (Faircloth 2011, 2013).

7 Im weitere Sinne trifft dies auch auf den Vater zu: Wer demnach ein „guter Vater" sein wolle, der habe im Interesse des Kindeswohls die Stillpraxis zu befördern, denn Studien (vgl. z.B. Pisacane u.a. 2005) legen nahe, dass väterliche Instruktion und Unterstützung ein Prädiktor für Stilldauer und Stillintensität ist.

ken lässt. Auch wenn mittlerweile sicherlich weitgehend Einigkeit darüber besteht, dass Wissenschaft immer und unweigerlich normative Komponenten enthält, so ist das Problem damit nicht ausgestanden. Ich plädiere weiterhin für die Aufrechterhaltung des (wenn auch nie vollständig zu erreichenden) Ideals der Werturteilsfreiheit und zudem dafür, die normativen und moralischen a prioris, wenn sie schon nicht vermieden werden können, doch stets offenzulegen. Die genannten Autorinnen stehen der beschriebenen Dynamik nicht beobachtend-neutral gegenüber, sondern deuten sie als tendenziell emanzipationshemmende Konstellation. „Naturalisierung" erscheint in diesem Zusammenhang also nicht nur als kulturanalytischer Befund, sondern – gewissermaßen mit einem Ausrufezeichen der Empörung gedacht – als Geißelung einer zu kritisierenden Fehlentwicklung, da hier kulturell veränderliche Aspekte des Lebens mit Verweis auf biologische Zusammenhänge als quasi naturgesetzliche Zusammenhänge festgeschrieben und damit der Fluidität menschlicher Gestaltungspraxis tendenziell entzogen würden. In Gestalt des Naturalisierungsvorwurfs konfligiert hier also das naturwissenschaftlich fundierte Natürlichkeitsparadigma mit dem geisteswissenschaftlich motivierten Kulturalitätsparadigma. Ein Grundanliegen der konstruktivistischen Geschlechterforschung besteht darin, die soziale und kulturelle Bedingtheit von Geschlechterordnungen aufzuzeigen, Essenzialismen zurückzuweisen, alternative Denkmöglichkeiten zu eröffnen und nicht zuletzt auf diesem Weg auch alternativen Handlungsformen den Weg zu ebnen. In diesem Sinne strebt sie interventionistisch nach einer gesellschaftlichen Transformation in Richtung Egalität der Geschlechterverhältnisse oder allgemeiner: nach der Reorganisation der kulturellen Ordnungen, sei es auf der Ebene des Denkens oder auch des politischen oder alltäglichen Handelns.[8] Der Befund der „Naturalisierung" erscheint daher im Kontext der Kritik von Essenzialismen aller Art als gemeinhin akzeptierte Brandmarkung, geradezu als kollektive Reizvokabel und damit letztlich als letales Argument gegen all jene Positionen, die mit dem Verweis auf biologische Differenzbefunde Skepsis an der skizzierten Transformationsprogrammatik anmelden. Kurioserweise zeigen sich teilweise frappierende intentionale Ähnlichkeiten zwischen jenen Positionen, die mit „Natürlichkeit!" argumentieren, und jenen, die mit „Naturalisierung!" eben diese kritisieren: Beide reklamieren die Maxime der Humanität für sich, wissen „immer sofort, wer der Täter war" (Hirschauer 2014) und scheuen daher vor einem moralischen Werturteil nicht zurück – dies ist aus meiner Sicht das zentrale Problem.

8 Dies gilt zumindest für einen relevanten Teil dieses wissenschaftlichen Feldes, vgl. Helduser u.a. 2004: 20–22.

5 Dysphemismen in wissenschaftlichen Texten

Im Folgenden möchte ich diese Figur des Naturalisierungsvorwurfs und seine konkrete rhetorische Realisierung an einigen typischen Beispielen wissenschaftlichen Sprachgebrauchs aufzeigen. Ich beziehe mich in der Analyse auf sechs vornehmlich jüngere Texte, die fast durchgehend diskursanalytisch orientiert sind:

(1) Rose/Steinbeck 2015 untersuchen Anleitungs- und Instruktionsrhetoriken im Kontext von Informationsveranstaltungen und Beratungssituationen für (angehende) Mütter in der Stillberatung und in angeleiteten Selbsthilfegruppen. (2) Rückert-John/Kröger 2015 befassen sich mit Verhandlungen der Stillthematik aus väterlicher Perspektive vor dem Hintergrund rezenter Rollenbilder und Praxisprogramme. (3) Ott/Seehaus thematisierten 2010 Stilldiskurse in Kindervorsorgeuntersuchungen, insbesondere das rhetorische Agieren des medizinischen Fachpersonals im Hinblick auf die Ernährungspraxis, (4) in ihrem Beitrag 2012 erörtern sie den Zusammenhang von Stilldiskursen und familialer Arbeitsteilung bzw. Rollenzuschreibung auf der Basis von Interviews mit Eltern. (5) Rüling 2008 beschäftigt sich ebenfalls mit Fragen der Arbeitsteilung in Paarbeziehungen auf der Basis von Interviews und fragt nach dem Stellenwert der Ernährungspraktiken sowohl für den Alltagsvollzug als auch die narrative Verarbeitung desselben in der Befragungssituation. (6) Kröger/Rückert-John 2013 schließlich haben populäre Texte wie Ratgeber, Broschüren und Heftchen, aber auch Blogeinträge auf den diskursiv hergestellten Zusammenhang zwischen der Stillpraxis mit den Nennungen der Themen „Gesundheit“ und „Glück“ hin untersucht.

Damit ziehe ich sechs Texte heran, die alle auf etwas unterschiedliche Art und Weise populäres Sprechen und öffentliche Rhetoriken analysieren, dabei jedoch, so möchte ich zeigen, selbst aktiv an diesen Diskurszusammenhängen teilnehmen, indem sie diese – und die zugehörigen Praktiken – (ab)wertend kommentieren. Ich unterscheide bei der Analyse dieser dysphemistischen Sprechweisen drei unterschiedliche, wenn auch überlappende Formen bzw. Semantiken der Abwertung und Kritik: „Kampf und Interessengegensatz der Geschlechter“, „Unfreiwilligkeit und In-die-Falle-Tappen“ sowie „Macht und Unterwerfung“.

5.1 Kampf und Interessensgegensatz der Geschlechter

Der Ausgangspunkt vieler Argumentationen ist zunächst ein explizit oder implizit artikuliertes Gleichheitsideal innerhalb der Geschlechterordnung bei gleichzeitiger Diagnose seiner bisherigen Unerreichtheit. Von diesem Punkt

aus liegt eine Semantik der Skandalisierung nahe, etwa wenn Rose und Steinbeck (2015) von einer „eklatante[n] Geschlechterasymmetrie“ (ebd.: 119) sprechen oder das Stillen als „neuralgische[n] Punkt“ der „Gefährdung“ von Gleichheitsidealen (ebd.: 103) klassifizieren. Es schließt sich rasch eine Semantik von Angriff und Verteidigung und damit des Kampfes an. So bezeichnen die Autorinnen in demselben Text das Stillnormativ als „Bollwerk gegen die aktuelle[n] Geschlechterunordnungen“, um das „parentale Reformprojekt zu verhindern oder zumindest zu stören“ (ebd.: 119), und unterstellen mit der Konstruktion eines Finalsatzes (um … zu) zugleich auch noch eine Intentionalität der Verhinderung. In ähnlicher Weise diagnostizieren Kröger und Rückert-John (2013) das Geschehen als fortgesetzten Geschlechterkampf: „Augenscheinlich geht es hierbei um mehr als nur das Stillen. Stillen erscheint vielmehr als Vehikel für eine Re-Traditionalisierung heteronormativer Geschlechterorientierungen zu fungieren. Hierbei bietet es als körperbezogene weibliche Praxis das Scharnier für naturalisierende, biologisierende und historisierende Ontologisierungen, Stillen und die daran geknüpfte Mutterrolle werden als Faktizität dargestellt, die es nicht weiter zu hinterfragen gilt, weil sie als ‚schon immer so‘, unveränderbar und als ‚natürlich‘, biologisch und darum vorsozial gelten“ (ebd.: 205). In einer derartigen Argumentation, die zugleich eine „Ägide der Heteronormativität“ (ebd.: 205) annimmt – eine etwas eigenwillige Formulierung, da „Ägide“ eigentlich ein Schutz- bzw. Obhutsverhältnis bezeichnet, hier jedoch wohl eher ein Herrschaftsverhältnis gemeint ist – erscheint die Stillfrage lediglich als konkretisierter Schauplatz des übergeordneten und eigentlichen Geschlechterkampfes insgesamt, die Formulierung von einem „Vehikel“ lässt geradezu an trojanische Pferde und andere Formen der Kriegslist denken.

5.2 Unfreiwilligkeit und In-die-Falle-Tappen

Ganz offensichtlich ist die Kampfsemantik bei Rüling (2008) mit ihrer Begrifflichkeit der „Traditionalisierungsfalle“, innerhalb derer „das Arrangement […] ins Traditionelle zu kippen“ drohe (ebd.: 4779). Der Begriff der Falle wird hier rhetorisch eingesetzt, um eine Dynamik zu beschreiben, die nicht durch freie Entscheidung und selbstbestimmte Lebensgestaltung gekennzeichnet ist, sondern durch einen unfreiwilligen Verlauf mit unerwünschten Folgen, von denen es keine einfache Befreiung gibt. Zudem öffnet die Wortwahl auch den Raum für mögliche Spekulationen oder Phantasien über etwaige FallenstellerInnen, in deren Interesse der so beschriebene Verlauf liegen könnte.

Diese inhaltlichen Figuren des taktischen Agierens und des „In-die-Falle-Tappens“ mit seiner zentralen Komponente der Überrumpelung und der Heimtücke wird auch von Rückert-John und Kröger (2015) sprachlich reali-

siert. „Prozesse der Re-Traditionalisierung“ werden dort (ebd.: 98) – im Sinne des Gender-Mainstreaming – als zu „unterlaufen[de]“ adressiert und durch die Verwendung von Anführungszeichen („„selbstverständliche Einwilligung““ in Muster der traditionellen Arbeitsteilung, ebd.: 98) wird der Einwilligungscharakter implizit infrage gestellt und in einen Kontext gerückt, in dem dieser eher als unerkannter oder uneingestandener Zwang erscheint. Dies mag zwar fallweise durchaus stimmen – und wäre spezifisch im Einzelfall zu prüfen – die Autorinnen jedoch setzen sich selbst in eine Position der wissenden Überlegenheit, aus der heraus sie angeblich genau über die Motivationen und Dynamiken der Akteursentscheidungen Bescheid wissen, unabhängig davon, welche diese selbst angeben. Damit ist ganz zentral die Frage der Macht tangiert, insbesondere auch die der Deutungsmacht.

5.3 Macht und Unterwerfung

Ott und Seehaus artikulieren in ihren gemeinsamen Arbeiten (2010 und 2012) sowohl das Anliegen einer machtanalytischen Perspektive (2012: 131) als auch die Maxime der Wertneutralität (2010: 260). Es zeigt sich jedoch, dass diese beiden Ansprüche gar nicht so einfach umzusetzen sind. Die inhaltliche Figur der Unterstellung einer eingebildeten Zwangsläufigkeit mit suggestiver Komponente findet sich ebenfalls: „Der Mutter kommt die alleinige Zuständigkeit für die Sorgearbeit zu. Die Formulierung ‚dadurch ergibt sich's einfach‘ suggeriert das fraglose Annehmen der Rollenverteilung, die dadurch naturalisiert wird“ (2012: 136). Die Interpretation des Geschehens als Suggestion impliziert zugleich subtil die Behauptung, hier sei es – auf nicht minder subtile Weise – zu einer Art Entmündigung der Mutter gekommen, was sich unter machtanalytischer Perspektive dann als handfester Befund der Unterjochung erweist, wenn man die spezifischen semantischen Ladungen der Begriffe „Naturalisierung“ und „Traditionalisierung“ mitbedenkt: „Dadurch kommt es im Modus der Naturalisierung zu einer Traditionalisierung der Arbeitsteilung“ (ebd.: 137). Im früheren Text (2010) der beiden Autorinnen – dort, wo Wertneutralität als Anspruch formuliert wurde – zeigt sich deutlich, wie der Begriff der „Naturalisierung“ sowohl den Befund einer Machtpraxis als auch dessen Kritik impliziert. Zunächst beschreiben die Autorinnen ein Beratungsgespräch: „Die Ärztin naturalisiert dabei die Milchproduktion, indem sie diese als durch die Natur auf die Bedürfnisse des Kindes abgestimmt beschreibt“ (2010: 264). An einer späteren Stelle jedoch interpretieren die Autorinnen das Beratungsgeschehen insgesamt als Machtpraxis: „Stilldiskurse ermöglichen es, das Stillen, die Mutter-Kind-Beziehung oder die Muttermilch der Natur zuzuweisen. Solche Naturalisierungen bieten den Ärzten und Ärztinnen in den Vorsorgeuntersuchungen ein nachdrückliches Argument, um Umgangsweisen

mit dem Körper der Frau als Mutter einzufordern“ (ebd.: 268). Diese Formulierung lässt sich kaum noch als wertfreie Beschreibung lesen. Es wird vielmehr die These transportiert, es gehe dem medizinischen Fachpersonal hier gezielt darum, Macht über den mütterlichen Körper auszuüben und die „Naturalisierungen“ seien als rhetorische Strategien zur Durchsetzung dieses Zieles zu deuten. Damit wird auch in dieser Argumentation wenn schon nicht das Assoziationsfeld des Geschlechterkampfes, so doch zumindest das des Ringens um Hegemonie aufgerufen, auch wenn die Macht ausübende Instanz in diesem Fall eine Ärztin ist und auch dieser von den Autorinnen – dies möchte ich ausdrücklich betonen – die Unbill einer dilemmatischen Zwangslange konzediert wird (vgl. 268).

Durch all diese sprachlichen Formen in Wortwahl und Argumentationsführung wird in unterschiedlicher Intensität und Offensichtlichkeit die Grundthese realisiert, dass das Stillen eben nicht als eine unter verschiedenen moralisch gleichrangigen Praxisoptionen zu entwerfen sei (mit je unterschiedlichen Folgen), sondern die stillende Mutter wird tendenziell als Opfer einer sich immer wieder neu konfigurierenden heteronormativen Geschlechterordnung dargestellt, wobei diese stets durch Differenz und ein Machtgefälle gekennzeichnet gedacht wird.

In der semantischen Anlage derartigen Sprechens ist also – bei allen nachvollziehbaren inhaltlichen Punkten – auf subtile Weise zumeist ein Moment der Empörung und der fortgesetzten Beobachtung des Geschehens unter der Prämisse „Geschlechterkampf“ eingewoben, das nicht nur die Maxime der anzustrebenden Wertneutralität verletzt, sondern die Mutter, sofern sie stillt, abermals viktimisiert – um an dieser Stelle selbst einmal einen pejorativen Begriff zu gebrauchen.

Zusammenfassend zeigt sich also, dass der Begriff der „Naturalisierung“ in derartigen Texten oft als Schlüsselvokabel der epistemischen Skandalisierung eingesetzt wird. Es handelt sich um ein substantiviertes Verb, welches das Ergebnis der Deutung einer tatsächlich oder vermeintlich kulturellen – d.h. auf Konventionen beruhenden und damit prinzipiell variablen bzw. historisch kontingenten – Tatsache als „natürliche“ oder „naturhafte“ und damit als gegebene bezeichnet. Mit dem Begriff „Naturalisierung“ ist in der Folge die Aussage verbunden, dass hier von den Akteurinnen prinzipiell deutungsoffene bzw. kulturell gesetzte Phänomene als „natürlich gesetzt“ gedeutet und damit ent-dynamisiert bzw. ontologisch fixiert und somit dem kulturellen Aushandlungsprozess entzogen werden. Implizit ist hier die These, dass diese Essenzialisierung selbst eine kulturelle Setzung und damit nicht zwingend sei. Somit ergibt sich der Vorwurf einer Fehlbezeichnung bzw. eines ontologischen Kurzschlusses. Ganz unabhängig davon, wie man dazu in der Sache stehen mag: Dieser Bedeutungsaspekt der „Fehlbezeichnung“, der im Begriff der Naturali-

sierung und seiner spezifischen Verwendung zumeist mitschwingt, bringt eine pejorative Färbung des Naturalisierungsbegriffes mit sich. „Naturalisierung“ fungiert nicht als bloße Beschreibung eines Vorganges, sondern als Kritik desselben. Und in dieser dysphemischen Färbung liegt das Problem, denn sie moralisiert das Sprechen, ebenso übrigens wie die Rede von „Natürlichkeit“ an anderer Stelle: Dort ist ein entgegengesetzter Bias, nämlich der der moralischen Aufwertung, impliziert. In beiden Fällen geht damit der – auf welchen diskursiven Umweg auch immer sich verbreitende – Appell an Mütter einher, sich in ihren Praxisentscheidungen keinesfalls bzw. unbedingt von dem Natürlichkeitsargument leiten bzw. einschränken zu lassen. Beide Redeweisen, sowohl die Argumentation mit „Natürlichkeit“ als auch die Bezeichnung bestimmter Deutungsvorgänge als „Naturalisierung“ implizieren Werturteile, nämlich das eine Mal die positive Überhöhung „der Natur“ und das andere Mal die Kritik der Klassifikation einer Praxis als „natürlich“. Somit sind in beiden Sprechweisen moralische Prämissen impliziert, die nicht offengelegt werden, das Sprechen jedoch bewertend einfärben und somit, salopp gesprochen, den Ton bestimmen, der letztlich die Musik macht.

Ich halte derartige moralische Implikationen im wissenschaftlichen Sprechen, die weder klar reflektiert noch offengelegt werden, für problematisch, im besten Fall für unbedacht, im schlechtesten Fall für manipulativ.

In besonderer Weise gilt dies für thematische Zusammenhänge wie den vorliegenden, der selbst die implizite Moralisierung von Praktiken zum Thema hat bzw. damit stark befasst ist. Es ist ungünstig, wenn die eigentlich zu untersuchenden Mechanismen der Implikation von Werturteilen (hier: in Praktiken der Elternschaftskultur) selbst in wissenschaftlichen Texten – gewollt oder ungewollt – reproduziert werden.

Ich denke, dass hier deutlich vorsichtiger argumentiert werden sollte, um in der noch konsequenteren Vermeidung impliziter Wertungen weiter an analytischer Höhe zu gewinnen und mit einer wichtigen Erkenntnis feministischer Sprachkritik ernst zu machen: Sprechen, Macht und Politik sind eng miteinander verbunden, es kommt daher auch auf die Details an. Eine sprachliche Alternative zum Begriff der „Naturalisierung“ wäre z.B. eine – zugegebenermaßen etwas sperrigere – Formulierung wie „Legitimation mit Referenz auf biologische Unterschiede“, welche die semantische Komponente der moralischen Abwertung vermeiden würde.

6 Die Wissenschaften als kulturelle Mitspielerinnen und Teil des Problems

Am Beispiel der Säuglingsernährung zeigt sich also paradigmatisch auf argumentativer Ebene die Entscheidungs- und Orientierungsproblematik, in die sich Mütter gestellt sehen: Den verschiedenen Imperative nachzukommen, also den Rufen des Herzens und „der Natur“ zu folgen, der mütterlichen Fürsorgeverpflichtung für das Kind zu entsprechen und auch dem Anspruch auf identitäre Selbstentfaltung und einem geschlechteregalitärer Lebensentwurf gleichermaßen Folge zu leisten, ist unmöglich. Und zwar nicht nur aus praktischen oder ökonomischen Gründen, sondern – so hoffe ich gezeigt zu haben – auch aus logischen Gründen, so wie sie sich gegenwärtig aus den Forschungsergebnissen unterschiedlicher wissenschaftlicher Disziplinen ergeben. Das Dilemma besteht also letztlich auch für uns WissenschaftlerInnen, die wir uns mit diesen Fragen befassen und unweigerlich in die diskursiven Verhältnisse rezenter Elternschaft verstrickt sind, auf der Ebene der Abfassung unserer Texte. Zumindest dann, wenn wir uns normativer Implikationen nicht enthalten wollen oder können.

Natürlich werden spezifische kulturwissenschaftliche Debatten von nur sehr wenigen Müttern bewusst rezipiert, aber in den beiden populären Imperativen „Sorge optimal für Dein Kind!“ und „Sei eine selbstbestimmte, emanzipierte Frau!“, die ja beide ein wissenschaftliches „Hinterland“ haben, schlägt die benannte diskursive Konfliktlage durchaus in gewisser Weise auf die Alltagsebene durch. Wahrscheinlich muss man in der Konsequenz sogar so weit gehen, zu erkennen, dass das aus genderkritischer Perspektive eingebrachte Naturalisierungsargument, so sehr es auch von einem Impetus der Erweiterung menschlicher Denk- und Handlungsoptionen angetrieben sein mag, in seiner Wirkung die dilemmatische Konfliktlage eher noch verschärft als entschärft.

Meiner Einschätzung nach besteht eine der größten und zugleich schwierigsten intellektuellen Herausforderungen im Bereich der Elternschaftskulturforschung, welche die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema Mutterschaft einschließt, darin, eine Sprache und eine Sprechhaltung zu finden, die wertende und normative Implikationen und Positionierungen so weit als irgend möglich vermeidet. Tatsächlich jedoch schlagen sich, so habe ich zu zeigen versucht, normative a prioris der Forschenden oder Wertungen oft auf mehr oder weniger subtile Art und Weise in den wissenschaftlichen Texten nieder. Teilweise geschieht dies explizit, teilweise aber auch implizit in kleinen Aspekten der Wortwahl, der argumentativen Anlage, der Kontextualisierung bestimmter Beobachtungen und der unterschwelligen Bewertung. Und dieser Fall, für den ich oben einige Beispiele angeführt habe, ist der letztlich noch viel problematischere weil weniger gut greifbare und daher schlechter verhan-

delbare. Ich denke wir als WissenschaftlerInnen sollten dieser Versuchung der „Stimmungsmache“ so gut als möglich widerstehen und uns mindestens den folgenden drei Herausforderungen stellen: erstens der Aufgabe, in moralisch nicht bewertenden Kategorien zu sprechen, zweitens der Notwendigkeit, die Unvermeidbarkeit von Dilemmata anzuerkennen, und drittens dem Anspruch, wenn denn eine „positionierte Argumentation“ schon angestrebt wird oder unvermeidbar scheint, diese Positioniertheit so weit als möglich explizit zu machen und nicht in den Halbschatten tendenziöser oder suggestiv-manipulativer Formulierungen abzudrängen. Derartige Formulierungen sind problematisch, weil sie Werturteile versteckt transportieren und den Verdacht schüren, die Autorin bzw. der Autor sei gewissen lebensweltlichen Entscheidungen von Müttern und Vätern gegenüber voreingenommen.

Ein gravierender Unterschied besteht nämlich zwischen alltäglichen AkteurInnen als Eltern und wissenschaftlichen AkteurInnen als Forschenden: Während Erstere unweigerlich unter Handlungs- und Entscheidungsdruck stehen, haben Letztere doch zumindest potenziell das Privileg, sich gedanklich von den Zwängen lebensweltlicher Dilemmata fernhalten zu können, um diese nicht in erster Linie erleiden zu müssen, sondern analysieren und verstehen zu können. Wir sollten diese Möglichkeit unbedingt nutzen, zumindest während wir Texte wie diesen schreiben oder lesen.

Literatur

Busch, Sandra (2016): Über Mütterlichkeit und Ernährung. „Eine gute Mutter stillt ihr Kind“. In: Althans, B./Bilstein, J. (Hrsg.): Essen – Bildung – Konsum. Pädagogisch-anthropologische Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS, S. 127–137.

Ehnis, Patrick (2008): Hegemoniale Mütterlichkeit. Vom selbstverständlichen Einverständnis in die geschlechtstypische Arbeitsteilung nach der Geburt eines Kindes. In: Marburger Gender-Kolleg (Hrsg.): Geschlecht Macht Arbeit. Interdisziplinäre Perspektiven und politische Intervention. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 56–69.

Faircloth, Charlotte (2011): ‚It feels right in my heart‘. Affective accountability in narratives of attachment. In: The Sociological Review 59, 2, S. 283–302.

Faircloth, Charlotte (2013): ‚Intensive motherhood‘ in comparative perspective. Feminism, full-term breastfeeding and attachment parenting in London and Paris. In: Faircloth, Charlotte/Hoffman, D. M./Layne, L. L. (2013), S. 119–135.

Freudenschuß, Ina (2012): Vom Recht auf das Stillen zur Pflicht der Mutter. Elemente eines globalen Stilldiskurses. In: Gender: Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft 4, 3, S. 138–145.

Heimerdinger, Timo (2009): Brust oder Flasche? – Säuglingsernährung und die Rolle von Beratungsmedien. In: Simon, M./Hengartner, T./Heimerdinger, T./Lux, A.-C.

(Hrsg.): Bilder. Bücher. Bytes. Zur Medialität des Alltags. Münster/New York/München/Berlin: Waxmann, S. 100–110.
Heimerdinger, Timo (2010): Clevere Kultur. Die Schnullerfee als elterliches Risikomanagement. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde Neue Serie Band LXIV 113, 1, S. 3–21.
Heimerdinger, Timo (2011): Verwickelt aber tragfähig. Europäisch-ethnologische Perspektiven auf ein Stück Stoff: das Babytragetuch. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde. Neue Serie Band LXV 114, 3, S. 311–345.
Helduser, Urte/Marx, Daniela/Paulitz, Tanja/Pühl, Katharina (Hrsg.) (2004): under construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis, Frankfurt a.M.: Campus.
Hennet, Thierry/Borsig, Lubor (2016): Breastfed at Tiffany's. In: Trends in Biochemical Sciences, in press, corrected proof; abrufbar unter: www.sciencedirect.com/science/article/pii/S0968000416000451 [Zugriff am: 07.06.2016].
Hirschauer, Stefan (2014): Wozu Gender Studies? Ein Forschungsfeld zwischen Feminismus und Kulturwissenschaft. In: Forschung & Lehre. Alles was die Wissenschaft bewegt, 11/2014, S. 880–882.
Kröger, Melanie/Rückert-John, Jana (2013): Stillen als Quelle von Gesundheit und Glück. Die Rekonstruktion traditioneller Geschlechterrollen durch natürliche Mütterlichkeit. In: Hoefert, H.-W./Klotter, C. (Hrsg.): Gesundheitszwänge. Lengerich: Pabst Science Publishers, S. 189–206.
Ott, Marion/Seehaus, Rhea (2010), Stillen – zum Wohl des Kindes. Reproduktion und Effekte von Stilldiskursen in Praktiken der Kindervorsorgeuntersuchungen. In: feministische studien, 2, S. 257–269.
Ott, Marion/Seehaus, Rhea (2012): „Es ist halt durchs Stillen, dadurch ergibt es sich einfach." Familiale Arbeitsteilungsmuster und Naturalisierungseffekte von Stilldiskursen. In: Moser, V./Rendtorff, B. (Hrsg.): Riskante Leben? Geschlechtsordnungen in der Reflexiven Moderne. Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft, Folge (8). Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 131–140.
Pisacane, Alfredo/Continisio, Grazia Isabella/Aldinucci, Maria/D'Amora, Stefania/Continisio, Paola (2005): A controlled trial of the Father's Role in Breastfeeding Promotion. In: Pediatrics, Oct 2005, Vol. 116/4, S. e494–e498.
Rose, Lotte/Steinbeck, Stephanie (2015): Die Ernährung des Säuglings an der Mutterbrust. Ethnografische Notizen zu einer Geschlechtsasymmetrie qua Natur. In: Seehaus, R./Rose, L./Günther, M. (Hrsg.): Mutter, Vater, Kind. Geschlechterpraxen in der Elternschaft. Geschlechterforschung für die Praxis, Band 3. Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 101–121.
Rückert-John, Jana/Kröger, Melanie (2015): ‚Stillende' Männer. Väterselbstbilder und Väterfremdbilder im Übergang zur Elternschaft. In: Seehaus, R./Rose, L./Günther, M. (Hrsg.): Mutter, Vater, Kind. Geschlechterpraxen in der Elternschaft. Geschlechterforschung für die Praxis, Band 3. Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 81–99.
Rüling, Anneli (2007): Jenseits der Traditionalisierungsfallen. Wie Eltern sich Familien- und Erwerbsarbeit teilen. Frankfurt a.M.: Campus Verlag.
Rüling, Anneli (2008): Das Stillen. Traditionalisierung der Arbeitsteilung durch naturalisierende Deutungen von Geschlecht? In: Rehberg, K.-S. (Hrsg.): Die Natur der

Gesellschaft. Verhandlungen des 33. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006. Frankfurt a.M.: Campus Verlag, S. 4774–4786.
Seehaus, Rhea (2014): Die Sorge um das Kind. Eine Studie zur Elternverantwortung und Geschlecht. Geschlechterforschung für die Praxis, Band 2. Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich.
Seichter, Sabine (2014): Erziehung an der Mutterbrust. Eine kritische Kulturgeschichte des Stillens. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
Vinken, Barbara (2001): Die deutsche Mutter. Der lange Schatten eines Mythos. München: Piper.

Geschlechterforschung für die Praxis

herausgegeben vom

gemeinsamen Gender- und
Frauenforschungszentrum
der Hessischen Hochschulen (gFFZ)

Band 4

Eva Tolasch
Rhea Seehaus (Hrsg.)

Mutterschaften sichtbar machen

Sozial- und kulturwissenschaftliche Beiträge

Verlag Barbara Budrich
Opladen • Berlin • Toronto 2017

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten.
© 2017 Verlag Barbara Budrich, Opladen, Berlin & Toronto
www.budrich-verlag.de

ISBN 978-3-8474-2062-0 (Paperback)
eISBN 978-3-8474-1047-8 (eBook)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – www.lehfeldtgraphic.de
Lektorat und Satz: Ulrike Weingärtner, Gründau

Inhaltsverzeichnis

Eva Tolasch / Rhea Seehaus
Einleitung – Ein Plädoyer für (mehr) Mutterschaftenforschung 9

Gefühle, Techniken, Programme – historische Annäherungen an Mutterschaften

Lisa Malich
Wie die Schwangere zur Mutter wurde: Zur Geschichte eines Gefühlskomplexes (1770–2010) 25

Elsbeth Bösl
Medizintechnik und Lifestyle-Produkt: Milchpumpen, Muttermilchdiskurs Stilldiskurs und Konzepte von Mutterschaft 43

Felix Krämer
„I am an Expert on Surviving in the United States“: Die Ernährung armer Mütter in den USA seit den 1970er Jahren 59

Mutterschaften im Alltag: rahmen, problematisieren, ver(un)eindeutigen

Sarah Dionisius
Jenseits tradierter Modelle von Mutterschaft? Elterliche Praktiken lesbischer und queerer Paare 79

Tomke König / Katharina Wojahn
Mutter sein: Über den Zusammenhang von regulativen Idealen – Begehren – Praxen 95

Sabine Dreßler
Zwischen ‚gleichberechtigter Elternschaft‘ und ‚mütterlicher Deutungshoheit‘. Kollektive Orientierungen unter Müttern im akademischen Milieu 109

Timo Heimerdinger
Naturalisierung als Kampfbegriff. Zur diskursiven Konkretisierung des Mutterschaftsdilemmas 125

Christina Mundlos
Regretting Motherhood in Deutschland – ein strukturelles Problem? ... 141

Cornelia Schadler
Intensive Mutterschaft: Subjektivierungs- und Polyvidualisierungsprozesse in der Erziehung 155

Sabine Härtl
„Auch eine drogenabhängige Mutter ist eine gute Mutter“ – Deutungs- und Verhandlungsstrategien der Adressierung als drogenabhängige Mutter 169

Mutterschaften in den Medien: verhandeln, herstellen, aneignen

Daniel Hornuff
Strategien pränataler Sichtbarmachung. Das Regime der Zahlen und die Veröffentlichung der Körper 185

Cecilia Colloseus
Die Geburt sehen – Der männliche Blick und die Sichtbarkeit von Mutterschaft 199

Carolin Küppers
(M)others – Die mediale Verhandlung von Müttern in der Sexarbeit 211

Mutterschaften in professionellen Handlungsfeldern: riskieren, überwachen, bearbeiten

Julia Feiler
Risiken auf Eis gelegt. Über (Un-)Sichtbarkeiten von Mutterschaft im Diskurs um ‚Social Freezing‘ 227

Rhea Seehaus / Eva Tolasch
Vom Eltern-Projekt zum Mutter-Projekt.
Über Fürsorge-Verantwortlichkeiten in der Stillberatung 241

Judith Pape
Von Brust zu Brei – Maternalisierung von
Ernährungsverantwortung in Beikostkursen 255

Marion Ott
‚Mütterliche Kompetenz' im Spannungsfeld von Darstellung
und Adressierung. Erziehungsverhältnisse in stationären
Mutter-Kind-Einrichtungen machtanalytisch betrachtet 271

Maya Halatcheva-Trapp
Alltagsnähe und Autonomie. Mutterschaft als Deutungsfigur im
Diskurs der Trennungs- und Scheidungsberatung 289

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren 303